

„Die Schmiere“

Novelle von Otto Stoëßl.

5. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Ja war denn alles nicht wahr und richtig? fragte mit treuerhaftem Gesicht das Stubenmädchen, das vom Ort kam und nur hotelmäßig angetan, aber nicht weiter erfahren war.“

„Nicht ein Wort war wahr. Das könnte sie sich doch denken. Der arme Teufel brauchte vielleicht morgen schon eine sanfte Unterstützung. Wer weiß, ob er sie nicht gelegentlich anpumpen würde. Aber das machte nicht viel aus, interessant seien die Herrschaften vom Theater alle, einer wie der andere. Man müsse sie selbst obenfornig glauben, wie ihre Stüde und Figuren. Dann aber unterhalte man sich recht gut mit ihnen. Die wirklichen Leute sonst seien ja auch nicht waghafte, sondern nur dümmere und hinterhältiger. Und sie machten einander und dem Dienstpersonal noch ganz andere Sachen vor, und was sie verrieten, indem sie sich etwa gehen ließen, sei noch viel merkwürdiger als die Fabeln des munteren Bruders da und wahrlich viel weniger hübsch vorgebracht. Aber die Geschichte mit der Schmachtenden, nach der er sich erkundigt habe? Der Generalober wiegte den Kopf. Da sei er sich nicht ganz klar. Vielleicht bloße Renommang, vielleicht Eitelkeit! Vielleicht gebe es ein köstliches Märchen dabei. Wenn einer von einer Spitzeldichte erzähle, die sich bei Mondenschein in einer Sommernacht getragen habe, können der Mond und die Nacht und die Jahreszeit immerhin wahr gewesen sein. Das übrige — wer weiß? Haben diese Hotelgäste nicht auch ganz gemeine und ganz hochfliegende abenteuerliche Grundrisse, Pläne, Entwürfe? Auch er könnte Geschichten erzählen aus jüngeren Jahren, wo er noch freiwiliger und munterer war, wo ihm der Beruf noch eine Dergenssache war. Weiß denn einer, wozu ein solches verwöhntes, verborenes Geschöpf einmal Lust bekam, warum sollte es es nicht darauf abgesehen haben, einem Komödianten den Kopf zu verdrehen, oder ihn zu beneiden, um einem andern einen Posten zu spielen, oder um wen zu reizen und zu ärgern oder um sich einen guten Tag oder eine gute Nacht zu machen, eine richtige Bewegung? Er lachte unerschrocken und zeigte eine Goldplomben. Die kleine Kellnerin errödete. Sie glaubte doch wohl nicht, daß die reizen Leute etwa anständiger seien als die armen und daß ein fogenanntes Fräulein aus feinstem Hause weniger ausgeprägt und in allen Stücken beschlagen sei, als ein einfältiges Hotelstubenmädchen. Wenn man gewisse Dinge selbst begehe, sei man doch wohl erfahrener, als wenn man ihnen nur zuschäue. Was die Unschuld betreffe, sei sie gewiß noch eher vom Lande als der Stadt. Auf diese Art wurde noch einiges philosophiert, bevor der Chorus nach dem abwesenden Helben abschied.“

Am nächsten Morgen schlenderte Ingomar mit seinem Hunde zu jener Landung hinaus, die ihm vom Oberkellner bezeichnet worden war. Wie ein stählerner Spiegel glänzte die Fläche des sonnigen Sees durch die dunklen Stämme der Linden, welche in einer geraden Baarreihe hinliefen. Hier und da fanden weiße Bänke und Wägelchen freudig im seichten Vordengelicht. Der blaue Himmel, das helle Grün der Linden wirkten wie frischgewaschen. Die Luft war warm und gewissermaßen im Kerne leicht geküßt, so angenehm strich sie auf das Gesicht beim Gehen. In der Ferne sah man das andere Ufer des Sees, die Landung teilte ihn hier an seiner schmälsten Stelle in Hälften. Drüben lagen schon hingestreckte Berge ooll Luft. Kinder bewegten sich mit Reizen und Wägelchen, mit jungen Bonnen, alten Kindfrauen und mit nicht-geliebten Mamas durch diese natürlichste Spielbahn. Auf den Bänken saßen Fräulein mit Büchern und lasen, leicht gekleidet in hübschen Morgenewändern, mit ganz sauber raffinierten Köpfen, die selbst so frisch gewaschen waren, wie die Gegen. Ältere Damen in loseren Jacken nähren was oder unterhielten sich, hier und da war auch ein Herr dabei, meist bequemer Alters, mit ehbarem Stod, denn die jüngeren Jahrgänge radelten wohl oder iegelten oder waren auf ernsthaften Wegen über Land. Ingomar schlenderte durch diese Morgenenergie und blickte genau nach der Erwarteten. Sie ließ auf sich warten. Sie kam genäh nicht allein. Junge Damen treten auf Promenaden immer rudelweise auf, auch wachte sie ja nicht, daß er hierherkam und sie suchte. Er setzte sich auf den Sand an der Spitze der Landung, zu Füßen des kleinen Wartturmes, der dort, ziemlich verfallen, mit einer würdigen Hofsteige versehen war, damit man von seiner Spitze nach allen Seiten auspähen konnte. Vielleicht kam sie hierher. Hektor lag neben ihm und genoh behaglich der wellen Sonne. Ingomar sah mit eingezogenen Knien, rauchend und gedankenlos oder in Gedanken, wie man will, und spähte auf die weißen Segel, die auf der Fläche des Wassers rubten wie Falter. Es ging kein Wind, darum bewegten sie sich gar nicht. Das Wasser war nun gar leicht gestreift und gefurcht von oberflächlich freisenden Wellenringen und schlug mit gleichem, lachendem, glühendem Zornfall zufließend ungehörlich an die Ufer. Ein altes Flachboot, an einen Pfahl gebunden, schaukelte gelassen auf und nieder. Ein gutes, sommerliches Nichtstun streckte sich möglichst allenthalben aus, indes oben am blauen Him-

mel ganz leise Feder- und Federwölflchen zerpusht waren. Ob es hier wohl Stürme gab?

Er wollte den Hund jetzt auf Intelligenz und Schulung prüfen. Er erzählte ihm alles Wissenswerte über die erwartete Dame. Hektor sah aufmerksam da und schien treulich zuzuhören. Wenn sein Maul sich gelegentlich zu einem mächtigen Gähnen öffnete und das lange Gehänge dazu hin- und herpendelte, war es gewiß nicht Langeweile, sondern nur eben Hundegewohnheit. Dem ungeschuldeten chbaren Freunde mangelte jede taktlose Absicht, man konnte sich genoh auf seine Bereitwilligkeit verlassen. Der würde ihn nicht schadenfroh ansehen, wenn ihm eine Sache vorbeigelänge. Also er beschrieb ihm die Dame, aber kurz, denn er nahm auf die Sprachfreundheit des Kameraden Rücksicht. Immerhin verjuchte er auf dessen Zusänt einzulwirken. Er hielt ihm den Handfuß hin, den jedenen. Hektor hingelgte das ungenießbare Stück gleichgültig an. War es etwa zum Essen? Nein! Nur also. Aber da Ingomar es ihm immer wieder vor die Nase hielt, schnuppte er daran, um dem ungeschuldeten Herrn eben Genüge zu tun. Dazu hatte man ja Hunde. Dann hielt er ihm ein kleines, vielgefaltetes Stückchen Papier hin, so lange, bis Hektor auch das durch die Nase gewandigt hatte. Was darin stand, konnte ihm ja gleichgültig sein. Hektor schnappte nach Fliegen, gelegentlich wälzte er auch seine schmale, lachschwarze Schnauze im Grate. Dann tat Ingomar das bewusste Stück zusammengefalteten Papiers in den Handfuß. Damit es nicht herausfalle, hob er es in die Mitte hinein und band dann das Gewebe wie ein Stück Schmirne lose zusammen. Schändlich, einen Handfuß so zu verziehen und ein so zartes Andenken so grob zu verknotten. Aber es blieb ja nichts anderes übrig. Wiederum wehte er damit dem Hunde unzählige Male an der Schnauze vorbei. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, es war bald Vordag, als sich am Ufange der Allee eine Gesellschaft von leichten Köden, Blumen, Schirmen zeigte. Auch ein paar Herren waren dabei, man sah Tennisschläger, Spazierstöde, weiße Schuhe. Jetzt sollte es sich zeigen. Hektor wurde aufgefordert, den Handfuß zu nehmen und die Dame zu juchen. Der Hund erhob sich langsam, streckte zuerst die Vorderbeine und hinterbeine gewaltig aus, so daß sich sein Körper gut um die Hälfte seiner Länge auszog. Das war sein Einpruch gegen den müßlichen Botenweg. Aber er nahm den Handfuß mit dem eingewickelten Briefchen immerhin ins Maul und trabte fort. Ob er das Hand nicht etwa verlor und fallen ließ? Ingomar bedrohte ihn mit gewaltigen Strafen für diese ewige Unart. Hektor adpte gar nicht mehr auf die Warnungen und Ermunterungen, die sein Herr ihm rief, sondern lief bis zum Anfang der Lindenallee, so schief nach der Rechten geneigt, wie ein nachdenklich überlegendes Hund. Ingomar prägte ihm die Hand über den schiefen, vom Licht geblänkten Augen nach. Jetzt war der Bote bei dem Haufen von Sonnenschirmen, lächten Köden, Blumen, weißen Schuhen und Tennisschlägern. Er richtete sich unter die Leute. Er machte sich bei ihnen zu schaffen. Er blieb auch dort. Da! Der Glendie ging eine Annäherung mit einem Bulldogg an, der zu der Gesellschaft gehörte. Wenn er nur den Handfuß nicht verlor, wenn er nur nichts Despektierliches damit anstelle oder anstellen ließ. Die beiden Hunde, der weiße und der graubraune, jogten umeinander her und trieben in einem gewissen Kreise um die Gesellschaft ständig weiter, so veranlassen sie die Köde, Blumen, Sonnenchirme, sich etwas besser vorwärts zu bewegen. Alles spielte sich in den jüdischen Formen des Hundelebens ab, ohne Lärm und Bellen, ohne offene Feindseligkeiten, besonders weil sich kein Mensch in ihren Verkehr mischte, weil niemand sie besto oder vorwärtend wozuzugewandte suchte. Wenn nur dem Handfuß nichts passierte. Wenn dieser Hektor ihn nur richtig anbrachte. Er lief immer im Kreise um diese Herde, die er so leiten schien. Endlich kamen alleamt näher. Die Schmachtende ging Arm in Arm mit der kleinen Braune, die so munter lachte, wie eine Fünfhühnjährige, insofern ein junger Herr mit hartlosem und jedem Gesicht ihren erdwas erzählte, das er ihnen für sehr komisch einzudeuten suchte, denn er lachte unaufhörlich, während die beiden Mädchen ernst blieben. Hektor hielt sich jetzt an der Seite der Schmachtenden, ja er trabte so dicht neben ihr, daß man hätte glauben können, er gehöre zu ihr. Die Gesellschaft ließ sich auf einer Bank nieder. Man mußte Ingomar von dort eben genau sehen, wie er die Herrschaften ansah. Die Schmachtende sah, die übrigen umstanden sie, und nach einer Weile nahm die kleine Braune, dann der junge Mann Platz. Die anderen machten leiser und ipazierten sich einmal auf und ab. Hektor ließ sich neben der Schmachtenden nieder, ganz als gehörte er zu ihr. Er hatte richtig noch den Handfuß im Maul. Das Fräulein freilachte ihn. Er sah zu ihr empör, das intelligente Vieh! Jetzt kam der Augenblick. Die kleine Braune schien den Handfuß zuerst zu bemerken, wenigstens machte sie die Schwärze darauf aufmerksam; der Herr lachte und tat so, als wollte er den Handfuß an sich bringen. Die Schmachtende nahm ihn aber rasch aus dem Maul des Tieres. Jetzt mußte sie sich entscheiden. Hatte sie das Papier darin gespürt? Sie warf den Handfuß wie einen Fegen weg. Hektor sprang darauf zu, sah den armenfegen Rest eines Gewebes, das nach fernem Morgenland, nach Äthien, gebauerte, bräunlicher Haut ge-

duftet hatte und nun im Staube lag, und er brachte ihn der Dame im Triumph zurück. Aergert hielt sie den Handfuß einige Sekunden lang, dann ließ sie ihn einfach fallen und auf dem Boden liegen bleiben. Sie schien Ingomar nicht zu bemerken. Wenigstens blühte sie nicht ein einziges Mal nach ihm, der doch sowohl materisch als schüchlich, mit eingezogenen Knien und zurückbeugtem Kopfe, ohne Hut, mit zurückgeflagenem, weißem Hemdtragen dafah und darauf wartete, bemerkt zu werden. Das war ja gerade das Richtige, sie bemerkte ihn, indem sie ihn ignorierte. Hektor war es müde, tatentlos neben der fremden Person zu bleiben. Seine Dienste wurden jedenfalls hier nicht mehr benötigt. Er machte sich Bewegung, indem er langsam sich schüttelnd, aufstehend und das entfernere Mädel Sonnenchirme, weiße Schuhe, leichte Köde und Blumen bestaute, indem er es wieder mit dem weißen Bulldogg in achtbarer weiten Kreisen umlie und zu besserer Bewegung veranlaßte. Das ging so eine hübsche Weile hin und her, bis Hektor wieder vor der Bank halt machte und zu Füßen der Schmachtenden Platz nahm. Jetzt freilachte sie ihn aber nicht mehr. Ingomar hielt es für angebracht, aller Welt zu zeigen, daß der Herr des Hundes war. Darum tat er einen leisen Pfiff, worauf Hektor die Ohren spitzte und überlegte, ob er gleich folgen müsse. Er schien es für richtiger zu halten, eine deutliche nochmalige Willensäußerung seines Herrn abzuwarten, daher webelte er ein bißchen herausfordernd und iprang erst auf die Beine, als Ingomar ein zweitesmal lauter und mit einem deutlichen Ton von Drohung pfiff. Hektor blühte noch einmal kurz auf die Dame, ob sie dazu vielleicht etwas zu bemerken habe, sie sah ja, daß ihm andere Pflichten riefen und müsse ihn entschuldigen, damit sie er dann — er hätte es etwas rascher tun können — Ingomar zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Regenschirm.

Eine Kindergeschichte von Richard Nieß.

(Nachdruck verboten.)

„Marl wollte niemals Trambahnschaffner werden. Und Konstantin . . . ? Nun, nur in einem seiner allerersten Berufsgedanken. Auch Köhlenschläger, Schuhmann und Rollwagenführer erschienen ihm lange nicht so erwidenswert wie ein anderes: Marl wollte „Papa“ werden. Das lagte er jedem, der ihn danach fragte. Und da er schon fast acht Jahre alt war, fragte ihn jeder danach. Und jeder lachte, wenn er diese Antwort hörte.“

Warum wohl eigentlich? Papa zu werden, das erschien dem kleinen Marl als etwas sehr Schönes. Die viele, viele Arbeit im Bureau und . . . er hatte erit neulich gehört, wie Papa zu Mama sagte: Die eigenen Sorgen wegen der Streiks wachen mit schon zum Halbe heraus. Da hatte er aber gehäut! Doch — von den Sorgen sah er nichts. Nur, die dünne holländische Zigarre baumelte aus Vaters Munde. Wie immer dabei. Das mußte also doch wohl ein Irrtum gewesen sein . . . das mit den Sorgen . . .

Aber: daß „Papa sein“ schöner ist, so viel verstand Marl nun doch! Na, immerhin, wer fragte mittags die Hieselbesitzer, wenn die ganze Familie „saßigen Saken“ hatte? Wenn folgten alle dabeim auf’s Bst, sogar die viele Pauline, die Küchensche, vor der Marl so große Angst hatte? Wenn . . . ? Wer hatte genug Geld, um immer mit der Trambahn fahren zu können? Sogar die kleinsten Strecken hin und zurück? Der Papa natürlich. Ich glaube, Marl hielt den Papa für allmächtig.

Eines hatte er jedenfalls, was in solch hoher Vollkommenheit nur ein Papa haben kann! Das war der große, seidene Regenschirm mit dem felsamen Griff. Ich glaube, eine gute Stelle der vor. Aus Eisenblech. Marl wußte, daß die Güte nicht beihen konnte, wenn sie auch recht grünnig dreinblickt. Darum fürchtete er sich nicht vor dem Schirm! Im Gegenteil! Er wäre selbst für ein Leben gern einmal mit ihm auf der Promenade einhergeschritten. Doch Papa gab ihn nie her. Er sagte, er liebe ihn zu sehr, da der Stod ja schon drei Bezüge ausgehalten habe . . . das war Marl ganz gleich . . .

Manchmal hatte er nun doch seinen Teil an dem feinen Schirm, wenn nämlich Mutter bei den sonstigen Part- Spaziergängen plötzlich und unerwartet sagte: „Ich glaube, es gieht!“ Und wenn der Vater darauf meinte: „Ich spür nichts, aber wenn du gerde willst, kannst du ja meinen Schirm nehmen.“ Und die Mutter murmelte noch etwas von „neuem Gut“ und „gleich hin sein bei Regenwetter“ und spannte dann den Eisenknoten auf.

Marl aber ging an ihrer Hand und blickte aufmerksam auf das schwarze Dach, das sich über ihm bewegte. Und wenn dann wirklich ein Tropfen regnete, dann nickte er sich unglugbar sicher . . . „Mama, nu kann ich nicht nach werden, gelt?“ — „Nein, mein Du!“ Und nach einer kleinen Pause, stotternd: „Du, Mama . . . darf ich den Schirm nicht auch mal tragen . . . ein ganz kleines Stück Weges?“ — Dann lachte die Mama: „Das war ja die verkehrte Welt. Du bist der Ermachene muß doch das Kind beschirmen, nicht wahr?“ — „Muß man denn erwachsen sein, um einen Schirm tragen zu dürfen?“ — „Na, freilich,“ jagte die Mutter, die es sich nicht recht überlegte.

Marl war sehr traurig darüber. Denn er war ja kaum acht Jahre und kam erst Oktan über’s Bst aus Ohnmannum. Und bevor er erwachsen war, mußte er sicher erst nach Unkerschunde kommen, wo die Buben die langen Hosen tragen . . . er dachte: Ich möchte doch gar zu gern allein auf der Welt schirm haben. War ich dann so sein auch mal einen Regen- und kann stehen bleiben und bis hernach. Und es ist doch sehr schön, im Regen nicht naß zu werden. Wenn ich einmal erst der Papa bin, dann hab ich auch einen Eisenknoten,

aber ich werd ihn meinem kleinen Bubi schon geben, wenn er doch so freundlich gern möchte. Der kleine Maxl gab kein Wort mehr auf dem ganzen Weg. Mama freute sich, wie artig er war.

Anfang Juli kam mit Maxls Geburtstag auch der erste Regen. Er lag nicht neben der Schürm mit den acht Stücken und dem großen Lebenslied. Freilich, einen Gutenachtlied hatte er nicht. Dafür, sagte Mama, sei Maxl noch so klein, aber einen Gutenachtlied hatte der Schürm, einen Gutenachtlied. „Jetzt hast du ja einen schönen Schürm, wie ich,“ sagte der Bubi. Und die Mama, die Papas Worte gerne wiederholte, sagte: „Ja, jetzt hat unser Bubi genau so einen Schürm wie der Papa.“ Und die Geschwister dachten an ihren nächsten Geburtstag.

Die Freunde kamen um drei Uhr zur Schokolade, und Franzl ließ spannen die Schürm auf. „Meine Mama sagt, baummollene Schürme tragen nur Dienstboten.“ stellte er dabei fest. Da mußte der Maxl denn Franzl dann eine Watsche geben. Die Mutter nahm aber natürlich Franzls Worte, weil er ja der Kapit sei und Maxl fand die Kinder nun alle nicht mehr nett und ließ sie allein spielen. Er ging lieber in die Küche zur Bauline und erkundigte sich nach ihrer Ansicht über das Wetter. Es war doch so dumm, daß es heute nicht regnete. „Heut' diebst' dich,“ sagte die. „Ein Gewitter hier ist immer schon zwei Stunden vorher im großen Zeh. Immer.“ Der Himmel war rein und blau. Wie eine Himmelbedeckte. Keine Wolke beschmutzte sie.

Maxl nahm seinen Schürm unter der Arm: „Es wird heute wohl doch regnen.“ sagte er wichtig und zog keine Stirn in schmerzgegangenen. „Hölen an, mein Schürm.“ sagte er gerade gegangenen. „Soll ich ihnen nachgeben.“ mit meinem Schürm.“ — Das Abendlied ist fertig,“ entgegnete die Mutter. Und: „Es steht ja kein Wölchen am Himmel, Bubi.“ Da nickte Maxl betrübt.

Im nächsten Morgen ging die Familie aus Land, in ihre Sommerfrische. Die Tage waren klar und schön. Wie Schmetterlinge, alle gleich an Frucht, entfielen sie leuchtend dem Taubade ihres Morgens. „Stets in der Früh spähte Maxl durchs Fenster. Regnete es heute noch nicht? Heute wieder nicht? Wogu hatte er eigentlich seinen Schürm? Er war sehr enttäuscht. In der Halle des Hauses spielte er bisweilen „Wegenwetter.“ Dann ging er stampfend in Gummi- schuhen, mit hochgeschlagenem Kragen und hielt den Schürm stolz aufgebunden. „Aber das alles berichtigte ihn nicht ganz. Denn es gab ja hier keine Tropfen, die rief ...“ tat an das Stoffbad parischen. Und dann ... Papa lachte stets, wenn er ihn sah ... besonders neulich, als Maxl ihn bat, seinen Gutenachtlied zu nehmen und mitzubringen. „Maxl wurde sehr traurig. Sein Schürm konnte wie eine Watsche nachgeben, nachdem an seinem neulichsten Bete. Einmal hielt ihn unter die Abendlied, damit er doch wenigstens einmal mal werde. Und dann stellte er ihn mit ausgebreitetem Dache ins Grottee ... wie er es oft bei den Eltern gesehen hatte. Und die Leute, die daherkamen, wunderten sich, woher denn der nasse Schürm käme ...“

Es war zum Verzweifeln! „Jetzt haben wir schon acht Tage das schönste Wetter,“ sagte die Mutter mal nach der Suppe. „Wir haben es wirklich gut getroffen dieses Jahr ...“ Da legte Maxl den Stoff weg und begann bitterlich zu lachen. Ja, er hatte so seine eigene Art, bitterlich zu lachen. Eigentlich war es eher ein Weinen; aber es klang wie Lachen, und die Tränen kamen erst ganz zuletzt.

Den Schürm stellte er an diesem Tage beiseite. Er wollte ihn nicht mehr sehen; ja, ich glaub', der Maxl gab dem Schürm die Schuld an dem schönen Wetter.

Am nächsten Tags endlich sagte der Vater, als er neben Mama im Erker saß: „Dort hinten steht der Regen. Vielleicht wird's heut' noch etwas geben bei uns ... Die Spize ist ja auch unerträglich ...“

Maxl hörte mit beiden Ohren und hatte sofort seinen Schürm freudiger betrachtet er ihn, als sei er ihm neu geschenkt. Er blickte hinaus: Eine schwarze Wand stand fern im Norden in scharfer Linie gegen den dunkelblauen Himmel. „Dort hinten steht der Regen,“ sagte Maxl mechanisch vor sich hin, indem er — wie oft Mama — Vaters Worte nachsprach. Und er stellte sich plötzlich den Regen als nassen Preis vor, der eine reiche Gleitbahn in der Hand hält. „Worauf wartet er noch? Warum schüttert er nicht?“

Maxl ging hinaus. Die Sonne brannte schmerzhaft. Maxl ging die Straße hinab, langsam. Schritt für Schritt. Man sieht den Regen entgegengehen. Er haben ihn hören. „Es kann ja nicht weit sein,“ rief er. „Rann!“ sagten die Leute, die den Buben sahen, „warum hat denn der Schürm aufgebunden?“ Es ist doch schönste Wetter! Jetzt können schon die Kinder!“ Und sie schüttelten den Kopf.

Sie waren alle ja so dumm, um mal zu begreifen, daß er den Regen herlocken wollte mit seinem Schürm ... Nur ein alter Bauer, der des Wages trauete, begriff es. Er sagte: „Nicht tu, Bubi. Vielleicht, daß der Herr Petrus sich doch mal bequemen tut ...“ Hol'n runter, den Regen. Sonst kommt kein Brot essen diesen Winter ...“

Maxl freute sich über den Regen. Es gab also doch noch Leute, die sich auf den Regen freuten ... Der Nachmittag war schön. Maxl schmeckte wieder. Aber er trat dennoch standhaft durch den Staub der Landstraße. Die Wellenwände ragte wie ein Gebirgsfelsen gerade vor ihm hoch. Er wollte den Regen schon haben ... Daß hatte er ihn erreicht ... Doch und satzlos standen die Felder, aber Tränenfäden liefen, in ihnen.

Der Regen ... Da, wie jetzt der war! Maxl ging ein wenig langsamer. Seltsamer kamen ihm die Gesichter entgegen. Keiner war nur passiert. Es sah die Eltern nicht ängstlich werden um ihn? Ach, bis zum Nachmittag war er ja wieder daheim, und dann brachte er den Regen mit, den Regen, den Papa ersehnte ...

Maxl wurde müde und setzte sich auf einen Gassenstein. Als er ihn zu hart wurde, streckte er sich ins Gras, das am Wege wucherte. Den aufgebundenen Schürm stellte er neben sich. „Ich glaub' nun hab' ich ihn bald ...“ Heber das Feld kam der Abend geschlichen, trat lautlos hinter den Strafen und hauchte ihm den Schlaf auf die Wimpern. Jetzt im Boden aber stand der Schürm und weckte dem Wind, der sich plötzlich erhoben hatte und den Fußenden weizen wollte.

Nun kam auch wie ein schwarzer Vogel die dunkle Wellenwand heraufgezogen, die schwere Tropfen in gnädiger Fülle herniederwarf. Von der Landstraße her aber schmol bald darauf das Schmausen eines Automobils, das bei dem Knaben hielt und ratternd verpuffte.

Der Vater hob den Schlafenden vom Boden, packte ihn in den Regen und fuhr mit ihm davon ... mitten durch den Regen, der in trunkenen Strahlen den Abend durchkreuzte.

Schäfer Art und seine Jungstgenossen.

Kurpfuscher und Quacksalber.

Schäfer Art, der gewählte Kurpfuscher aus der Lüneburger Heide, der jetzt als Rittergutsbesitzer in hohem Alter gestorben ist, hat eine gar große und alte Familie. Wenn der Quacksalber des Mittelalters auf öffentlichem Markt mit einem Hanswurst und einem Affen auftrat, und diesen mit einem Hanswurst hässlichen Schme des Wortes austrampelte, so war das mit ein humoristischer Ausdruck für das, was auch seine modernen Kollegen nicht anders machen. Der Sinn von ihrer aller Tun liegt in dem Bestehen von dem Heilmittelgeschwinder, der auf die Frage, ob sein Mittel denn auch helfe, geantwortet hat: „Mir hat's geholfen!“ Im Mittelalter mag die Sache etwas gefährlicher gewesen sein; da ermittelte bei einem oder den anderen tie und da die Hand der Obrigkeit und zürierte ein kleines Feuerchen unter ihm an; aber das geschah auch dem respektabelsten Zeitgenossen. Heutzutage sind die Zusammenhänge mit der Gerichtsbarkeit für solche Leute nicht so förmlich, und wenn sie ihr Geschäft verlieren, haben sie den Unfall gewöhnlich bald überwunden.

Das verstehen allerdings die wenigsten so gut, wie der Schäfer Art, der sich das Wort: „Mir hat's geholfen!“ wohl auf den Grabstein setzen lassen dürfte, und der deshalb mit Recht als Typus der ganzen Jungst gilt. Vor allem war er schlau genug, keinem seiner Patienten wehe zu tun. Er qualte sie nicht bei der Untersuchung, sondern schnitt ihnen nur ein paar Nadeln an, und stellte danach seine „Diagnose“. Sie war ebenso einfach wie seine „Medizin“. Er hatte die Krankeiten in vier Kategorien eingeteilt, und für jede gab es ein Rezept: Medizin Nummer eins bis vier. Wenn sie nichts nützte, so schabete sie auch nichts; denn die Wischen Heilmittel waren, wie die Analysen ergaben, von völliher Harmlosigkeit.

Vor der gut Schäfer Art die Menschen zu kurieren begann, hatte er sich mit Heranziehung befaßt. Vermutlich mit demselben feingebildeten Wissen, das ihn auch zu seiner „ärztlichen“ Tätigkeit befähigte. Aber die Menschen in der weiten Lüneburger Heide, diese einfachen Bauern und Tagelöhner, Dörfler und Einbürger sind gar nicht leicht gläubiger Gemüte, und sie kam eines Tages das Gerücht auf, der Schäfer Art in Rabdruch sei ein Wunderdoktor. Er war natürlich nur ein Mann mit einer besonders reichen Dosis Bauerngläubigkeit, und er verstand sich, wenn auch nicht auf die Medizin, so doch auf die Psychologie der Menschen. Nur so ist es zu verstehen, daß der Zufall zu ihm gigantische Formen annahm, daß schließlich die Kranken nicht nur aus der ganzen Lüneburger Heide, sondern von weiter kamen, und daß sogar aus Hamburg eine wahre Volkswanderung von Heilungssuchenden nach Rabdruch krünte. Am den Andrang zu bewältigen, mußte die Eisenbahn Extrazüge einlegen; an manchen Tagen kamen mehr als 500 Besucher zum guten Schäfer Art, der allen ein paar Nadeln an abschnitt und dann folgte wußte, wo es ihnen wehe tat. Man muß sich, um die beinahe magische Auswirkung dieses Implex Mannes zu verstehen, in das Seelenleben eines Kranken versetzen, dem die Letzte seine Heilung bringen konnten, und der nun von den angehenden Wundererfolgen dieses Quacksalbers hört. Ein bedeutender Kliniker hat einmal einen Zweifler und Skeptiker geantwortet: „Wenn die Medizin vielleicht auch keine exakte Wissenschaft ist, so ist sie doch die Kunst, Kranke zu heilen.“ Aus solchen Erwägungen heraus sind überall Tausende und Aber-tausende, die im Grunde von immer allen Kurpfuschertums überzeugt waren, zum Schäfer Art gepilgert, indem sie sich fragen mochten: „Nützt es nichts, so schabete es auch nichts; und wer weiß, vielleicht ist der Schäfer Art doch ein Wunderdoktor!“

Quacksalber von jeder Art gibt es ungleich mehr, als man ahnt; in jeder Stadt, und gibt es besonders in der Großstadt, nimmt es von Kurpfuschern, von denen nur paar ganz wenig wie der Schäfer Art Willkür besaßen, die aber durchaus besser leben, als so mancher Arzt. Und auf dem platten Lande wird er recht geschätzt, was bei der Enge des Horizonts der Dorfbevölkerung nur zu verständlich ist. So hatte Art in den verschiedenen Gegenden „Konkurrenten“; aber keiner von ihnen hatte den gemächlichen Zufall wie er. Da gab es seit langen Jahren den berühmten „Schmappart“ Felle in Reppeln am Niederrhein im Kreise Mers, dessen Behandlungswiese schon sein Spitzname erkennen läßt, und dessen Ruf bis nach Aresfeld und in die anderen niederrheinischen Großstädte drang; da sind die Brüder Ausmaler auf dem Gaisfeld, da ist der Schäfer von Aresfeld am Petersberg bei Gaisfeld, der alle Krankeiten aus dem Urin diagnostiziert. Dieser Wunderdoktor wurde einmal abel aus Glatteis gestürzt, als ihm ein Urin aus Anhalt ein Maßchen mit Urin präferierte, dessen Inhalt in Wahrheit ganz etwas anderes war, was der brave Schäfer natürlich nicht merkte. Seine Zügellosen lauteten etwa folgendermaßen: „Es kommt von Regen, jetzt nach dem Regen vor, teilt ich denn und jetzt kein in den Rapp.“ Auf solche idiotischen Sachen ließ sich der tüchtige Schäfer Art, der, nachdem er zu Glatte gekommen war, seinen Sohn Medizin studieren ließ, um ihn als „Wissenschaftler“ zu benutzen und sich so auf alle Fälle zu decken, nicht ein. Er verwendete nur seine harmlosen Reppeln Nummer eins bis vier, und bei ihm ging nichts „in den Rapp“, sondern bei ihm ging alles — in die Tasche. So starb er als Willkürer und Rittergutsbesitzer, und der große Paracelsus, der Herrherr aller Quacksalber, war neben ihm ein Waisenknaab.

König und Abenteurer.

Aus dem Leben des „Hohen Peter“.

Vor etwa zwanzig Jahren konnte man in den Cafés von Gent nachmittags einen Affen, hundert Mann mit gelbem Teint und angegrauten Schläfen sehen, der bei einem Glas schwarzen Kaffee lumbenlang in die französisch-englischen Zeitungen vertieft war. Kaum jemand beachtete ihn, und nur wenige wußten, wer dieser atemigridig dreißigjährige Herr mit der ungelunden Gesichtsfarbe war. Würde man ihn auf seinem Heimweg verfolgt haben, so hätte man ihn seine Schritte in ein beherrschendes Bürgerhaus leiten sehen, in einer Heim, in dem meist die Schmalkans Rückenmeister war, wo man höchst behütet lebte und oft genug nicht wußte, womit man das einfache alte Weinbrötchen bezahlen sollte, das der altliche Herr im Kreise weniger vertrauter Freunde einnahm.

Dieser Mann war Peter Karageorgiewitsch, der berühmte Thronpräsident, den man von seiner Jugend her den „roten Peter“ nannte. Denn er war, wie alle Balkan-Präsidenten, nicht nur ein Volksheld, er war auch ein Revolutionär, und eine Zeitlang hatten ihm in Serbien, wo sie sich sicher fühlten,

die sozialanarchistischen Bakunin-Schüler nahegehabt, in deren Kreis er freilich mehr durch einen Zufall geraten war. Als Wäherlich konnte der Prinz Peter Karageorgiewitsch in seinem Umgang nicht sein; denn richtige, wäherliche Prinzipien vertriehen nicht mit ihm, und zum Umgang mit anderen Leuten von Diktion war sein chronischer Dalles zu groß. Im ährlichen Stand der Mann fast jeder viel zu sehr im Geduch des Abenteurers, als daß man in der guten internationalen Gesellschaft mit ihm Staat machen konnte. Es gab Leute, die ihn aus seiner Jugend her kannten, und was er damals getrieben hatte, galt nicht eben als Empfehlung für die Aufnahme in den Salon. Als Peter vierzehn Jahre alt war, mußte ihn sein jürlischer Vater Alexander Karageorgiewitsch bei Nacht und Nebel aus Belgrad in Sicherheit bringen, damals traueten die Odenowitschs den regierenden Wäherkern nach dem Leben, und im Jahre 1858 wurde Alexander denn auch banon-geliebt. Peter kam erst nach Serbien und dann nach Paris, wo er sich für die Kriegsschule von Saint-Gyr vorbereitete. Er wußte im Quartier-Batir und suchte schon damals seinen dürftigen Bedarf am Spielisch aufzubringen. Er machte damals den Einbruch eines distinktionierten Balkaniers, hatte unshöne, wilde Gesten an sich und sprach das Französisch mit dem scharfen Akzent der Slawen. Ein begabter Mathematikler, spielte Peter aber keineswegs viel darauf los; er regnete sich vielmehr ein „System“ aus, aber ob er damit Glück gehabt hat, weiß man nicht. Als der Krieg von 1870 ausbrach, trat der Kriegsschüler von Saint-Gyr in die französische Armee ein; nach der Schlacht von Sedan wurde er zum Unterleutnant ernannt, und er kämpfte im 5. Bataillon der Fremdenlegion mit. Als Frankreichs Niederlage besiegelt war, trat er aus dem französischen Heeresverband wieder aus, und trieb sich nun lange Jahre in den internationalen Baboorten umher, wo gespielt wurde. Man sah ihn in Hamburg und Baden-Baden, meist aber in Nizza, und in Monte-Carlo war der Prinz Karageorgiewitsch Stammgast. Später, im Jahre 1883, heiratete er die älteste Tochter Wilkiss, des Woiwodenprinz Fürsten, die Prinzessin Zorja, die aber schon nach siebenjähriger Ehe starb.

In seinem serbischen Vaterlande durfte Peter sich trotz seiner Schicksal nicht leben lassen. Die Dynastie Odenowitsch sah von Delierreich geteilt, damals fester als je, und der die, Wilian, so lebensfähig er auch war, verstand in Bezug auf die Karageorgiewitsch seinen Spaß. In Wilians Wäherin durfte nicht einmal Peters Name genannt werden, und der damalige Serbentönig sprach von ihm immer nur in der dritten Person. Kam Peter, was die Wiener Regierung nach Belgrad zu melden niemals unterließ, gelegentlich nach Ungarn, um von Semlin aus einen schicksaligen Bild über die Donau in die ihm verschlossene Hauptstadt zu werfen, so sagte Wilian wohl mit einem hohen Wäher: „Er trotzdem schon wieder an der Grenze herum!“ Das hatte Peter sehr gern getan. Im Jahre 1877 hatte er einmal verheiratet, mit einigen Jahren von Orfova aus in Serbien einzugringen. Er erkrankte auch das Heimauf, mußte aber unter den Augen der Grenzwachposten schleunigt wieder über die Donau. Wenige Jahre später wollte er von Semlin aus den Versuch wiederholen, und er harrte des günstigen Augenblicks verkleidet in einem Schifferhaus. In der Nacht kloppte es; eine vermurmelte, schnell wieder verschwindende Gestalt gab einen Brief ab. Der Brief war viel abgegriffen, verschlossen mit dem Siegel König Wilians. Als Peter ihn öffnete, fand er darin nichts weiter als einen Strid. Der Präsident verstand diesen zarten Wäher und dampfte schleunigt wieder nach Serbien ab. In den selbigen Jahren war es auch, als Peter in Bosnien die Rolle eines Kommissar-Hauptlings spielte. Damals hatten sich die Bosnien gegen die Türken erhoben, und eine serbische Bande machte in Ost-Bosnien einen Einfall. Der Führer dieser Bande war kein anderer als Peter Karageorgiewitsch, freilich unter einem angenommenen Namen. Da die Bande gar kein Geld hatte, so legte sie sich auf die Bauer, um des Weges kommende türkische Bauern auszurauben. So kam aus eines Tages ein türkisches Wäherlein daher, einen heißen Dufaten in der Tasche, die es beim Hammerschlag gelöst hatte. Der Säupling sprach aus dem Wäher, letzte dem verurteilten Türken die Pistole auf die Brust, tauchte in aus und ließ ihn dann seines Weges gehen. So kamen Peter und seine Kommissar wieder zu Geld.

Man versteht, daß die getriebenen Häupter Europas von dem neuen Wetter nicht sehr entzückt waren, der nach der schicksaligen Wäherin im Royal zu Belgrad vom Juni 1903 plötzlich in ihren Kreis trat. Besonders König Edward von England konnte keine Genaufklärung mit dem neuen Serbentönig ab, an dessen Krone Blut fließte, und der eine gar zu bewagte Bergegenheit hatte. Nicht einmal nach dem Ausbruch des Weltkrieges wurde Peter von seinen Verbündeten für voll angesehen, und selbst in seinem Vaterland hatte er nicht das geringste zu sagen. Die Rabdruchen unter ihm hatte er nicht, und die Könige war nicht einmal ein Deklarationsfigur, denn der mittelmäßige ein gar zu jämmerlicher Einbruch, und in Uniform sah er garabew-grotes aus. Peter war auch fast genug, sich nicht viel um die Regierungsgeschäfte zu kümmern; er lebte zurückgezogen und suchte so wenig wie möglich unangenehm aufzufallen. Das besorgte ohnehin nach Kräften sein ältester Sohn Georg, ein Pracht, das wegen seiner Unerschrockenheit einmal von der Tochter des russischen Gelehrten geschäftigt wurde. Nachdem dieser erlauchte Kronprinz seinen Kammerdiener totgeschrien hatte, wurde er selbst in Serbien umgibt, und eingehend des Ansehls, das der idiotische Alexander Odenowitsch über sich und seine Dynastie gebracht hatte, setzte Peter es im Verein mit der Regierung durch, daß Georg zugunsten seines jüngeren Bruders Alexander auf die Thronfolge verdrängte.

Es ist beinahe ein Wäher der Weltgeschichte, daß am Ende von Peters Regierungzeit Serbien einen niemals geahnten und glanzvollen Aufstieg zum Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen erlebte, nachdem er vorher inmitten seines Volkes von den Negieren Herr Madenlens flüchtend land fand hatte verlassen müssen. Die Strapazen dieser Flucht in die abhän-gigen Berge hatten seine Gesundheit untergraben, und in den letzten fünf Jahren seines Lebens war Peter ein kranker Fleher und geschwächter Mann, der bei allem, was sich im Strahl der Weltgeschichte ereignete, nur kümmerlich Zuschauer war. Aber so operetensicht auch der größte Teil seines Lebens gewesen war, Peter war doch wieder ungeschlachtet, und ein unflüger Mensch, und von der Weltlichkeit seiner Interessen ganz der Umwand, daß er in den Jahren seines Kaltes, im Geld zu erwerben, sich auch als Schriftsteller, und nicht ohne Erfolg, betätigte. Er überlebte „Wilsons Verlorenes Paradies“ in Serbische, und dieser Uebertragung wird höchstlicher Schmund nachgelagt. Und wenn Peter Karageorgiewitsch als schicksaliger dem abenteuerlichen Leben das ihm so lange verschöner-gewene Serbien als Serbier wieder betreten sollte, — im tieferen Sinne blieb es für ihn doch ein verlorenes Paradies. M. L.